

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 9 (1905-1906)
Heft: 11

Artikel: Die Mutter [Schluss]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663509>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Hort.

Im blauen Gletscherberge
Verschlossen gleißet ein Hort,
Den mehrt das Volk der Zwerge
Mit Schlag und Zauberwort.

Kein Mensch vermag zu dringen
In den kristallinen Schacht;
Doch manchmal hört man's klingen
Wie Hämmern durch die Nacht.

Man sagt, sie schmieden Kronen
Und güldenen Kettentand ...
Wie sollte sich das verlohnen
Im freien Schweizerland ?!

Ich glaub', sie schmieden Schwerter
Und ehernen Waffenrat,
Wie sie kein Hammer härter
Jemals gezimmert hat.

Und sollten Tage kommen,
Vor denen uns Gott bewahr',
Daß hier zu Land verglommen,
Was Vätersitte war:

Dann wird der Fels sich spalten,
Erschließend des Hortes Pracht,
Darinnen die Kräfte walten,
Die einst uns frei gemacht.

Die Hirten und die Sennen,
Sie sind zu Erben erkürt,
Und Helden wird man nennen,
Wer diese Waffen führt.

Clara Forrer, Zürich.

Die Mutter.

Eine Erzählung von Ernst Zahn in Göschenen.

(Schluß.)

4. Kapitel.

Es ist keine Mauer so dick, daß sie den Klatsch nicht durchließe. Wer es aus dem Andermatthause getragen hat, ist schwer zu sagen, aber zu Steg wissen sie doch, daß der Tobias und die Balbina mit dem heimgekehrten Sohn in Unfrieden leben. Begreiflicherweise! sagen die Steger. Wie sollen die rechtschaffenen Leute mit so einem in Frieden leben! Mit so einem! Wie das Gerede vom Streit hinaus gegangen, so kommt das andere Gerede ins Haus zurück: „Schon in Amerika soll er es bunt getrieben haben, der Georg! Hinter allen Weibern ist er immer her! Nichts gegolten hat er bei den Kameraden“. Und das letztere muß wahr sein; denn es ist auffallend, wie die andern Amerikaner seit dem Tag, da sie nach Steg gekommen und Georg ihnen im „Röfli“ den Einzugstrunk gezahlt hat, nichts mehr von ihm wissen wollen, wie Georg sich auch nicht mehr um sie kümmert.

Der Klatsch, der so in Steg einmal angehoben hat, gedeiht weiter, und die Dörfler haben scharfe Augen, wenn sie den Mantel sittlicher Entrüstung umwerfen. Da ist bald von der, bald von jener die Rede, bei der Georg zu

Licht geht. Von einer jungen Witfrau besonders flatschen sie, die eine Schenke hält und närrisch nach dem Burschen sei. Der verstehe es um die Weiber, fügen sie hinzu. Ein paar Tage später raunt es durch das Dorf: Jetzt hat er mit der armen Schwanden-Tereise angebunden, dem blutjungen Mädchen, der Georg Undermatt! Weiß der Himmel, wozu er die Waise bringt, schlecht wie er ist.

Was in den Gassen und Häusern raunt, geht auch alles heim ins Undermatt-Haus. Kein großer Lärm wächst daraus, wie es bei rohen Leuten möchte. Tobias und sein Weib sind im Grunde zu stille Menschen, als daß sie täglich und täglich hätten aufbrausen und schmähen mögen. Sie würgen die Sorge und den Zorn in sich hinein und jedes tut dies nach seiner Art. Tobias ist seit dem Tage, da er die körperliche Überlegenheit des Sohnes gefühlt hat, sonderbar niedergedrückt; es ist nicht Furcht, was ihn dem Georg ausweichen heißt, wo er kann, es ist mehr eine Art fürchterlicher Scham über die Ohnmacht, in die er gedrängt ist, er, der als Vater Gewalt über den andern haben sollte. Diese Scham nagt sichtlich an ihm, die Balbina weiß es. Er ist nicht wie sonst, kommt spät von der Arbeit, geht früh fort, nur damit er aus dem Hause ist und legt sich so früh am Abend wie nie zuvor, damit — damit er nicht mit dem Georg zusammen zu sitzen braucht. Die Balbina trägt es anders, zeigt dem Bub die feste Stirn und hat eine immer knappere Art gegen ihn. Wenn er nicht rechtzeitig bei Tisch ist, findet er ihn abgeräumt und wenn er einmal einen Wunsch äußert oder ein Wort zum Gang des Tagwerks der andern sagt, hebt die Mutter das Gesicht und sieht ihn an. „Wer bei uns reden will, muß sich besser halten“. Sie sagt das ganz ruhig wie im Vorbeigehen, aber es ist etwas eigentümlich Drohendes darin, wie es in dem weit entfernten Murren eines hinter Bergen brauenden Gewitters liegt. Anfangs wirft er mit rohen Worten um sich. Vor dem Vater und der Lene ins Gesicht schimpft er noch immer über die Behandlung, die er auszustehen habe. Wenn die Mutter da ist, nimmt sein Zorn etwas Gedämpftes und Verbissenes an, traut sich nicht recht hervor, weiß Gott warum. Vielleicht hat er eine unklare Ahnung von dem, was in der Frau vorgeht, wie es in ihr ringt und brodelte, ohne daß das bleiche Gesicht oder der Blick das Kleinste verraten. Vielleicht hat er eine dumpfe Empfindung, wie die Liebe zu ihm und die Hoffnung auf ihn in der Mutter gleichsam in jeder Nacht mit tausend zähen Fasern anwachsen, um zu ihrer Höllequal an jedem neuen Tage wieder zu zerreißen.

Es muß aber doch sein, daß das Gesicht der Balbina nach und nach einen Ausdruck annimmt, der andern Leuten auffällt; denn die Steger sehen ihr auf der Straße nach, wundern sich, wissen nicht, was sie an ihr gesehen haben und raunen sich nur zu: „Man sieht ihr an, der Balbina, daß sie ihr Kreuz hat“. Wenn sie in ihrem Werktagsrock im Dorf irgend eine Besorgung tut, wenn sie im Garten arbeitet oder wenn sie in ihrem schwarzen Gewand, das Spizentuch über den Kopf gelegt, nach oder aus der Kirche geht, betrachten sie die Steger. Besonders auf dem Kirchgang. Die Balbina geht in diesen Tagen ein bißchen vorn ein, aber sie ist immer noch lang. Das vergriffene Gebetbuch liegt ihr fest im linken Arm. Ihr gelbes Gesicht mit seiner starken Nase scheint aus ihrem Tuch fast wie ein bleiches Mönchsgezicht aus schwarzer Rutte. Wenn sie begrüßt wird, grüßt sie wieder, zur Rechten, zur Linken, ruhig, laut, „Tag“, oder fügt wohl auch den Namen des Grüßenden hinzu „Tag — Babesepp“. Aber mit einer hohen Achtung sprechen sie von ihr im

Dorf. „Eine wackere Frau ist sie immer gewesen“, reden sie, erzählen auch, wie sie in der Jugend schwer gearbeitet, mit ihrem Vater, dem Säumer, in Wetter und Sturm über Berg gezogen und wegen ihres Mutes bekannt gewesen sei, sagen nachher von Anton, ihrem verstorbenen Sohn, daß er ihr Ebenbild gewesen und wundern sich darauf wieder, daß der jüngere, der Georg, so aus der Art habe schlagen können. „Amerika und Auswandern ist nicht für alle gut“, hört man wohl auch einen sagen.

Indessen lebt Georg seinen Tag weiter. Der Tobias vernimmt, daß er eine ganze Summe Geld auf der Ersparniskassa liegen hat und sich dort zuweilen holt, was er braucht. Einmal tritt der Alte auch heiterer als sonst zu der Balbina in die Küche. „Vom Fortgehen spricht er, der Georg“, erzählt er. Er hat es im Dorf gehört. Und unwillkürlich fließen ihnen zwei Seufzer der Erleichterung in einen zusammen.

„Es ist eine schöne Sache, wenn man sich auf die Zeit freuen muß, wo man das einzige Kind verliert“, sagt die Balbina darauf bitter.

Dann und von da an warten die beiden, daß Georg sein Wort wahr mache und wieder verreise, streifen mit heimlichen Blicken sein bleiches Gesicht, ob er immer noch nicht sagen wird: Dann gehe ich. Mit ihnen wartet die Lene. Es merkt es keiner groß; aber das noch fast in den Kinderchuhen steckende Mädchen wartet ängstlicher als alle andern, traut sich nur nichts zu sagen, weil ihre Unschuld es nicht faßt, daß der Georg, des verstorbenen Vaters Bruder, ein schlechter Mensch sein soll. Und doch fürchtet sie sich, fürchtet sich so, daß ihr das Herz bis zum Halse klopft, wenn sie Nachts in ihre Kammer geht, die auf dem gleichen Boden mit der Georgs liegt und nachher, kaum daß sie eingetreten, die Tür zweifach verriegelt. Ihre Furcht wächst mit jedem Tage, macht sie zittern und frieren. Und als die Furcht am größten ist, läßt es sie nicht länger. Nicht der Großmutter oder dem Großvater kann sie es sagen, aber — die Lene hat einen Freund, noch keinen wie die erwachsenen Mädchen oder auch welche ihres Alters, die sich küssen lassen und vom Heiraten reden, nur den Jndergand-Peter, den Nachbarsbuben, den sie seit ihren ersten Schuljahren kennt und der ihr wie ein Bruder ist. Der Peter pflegt seit geraumer Zeit auf einen Sonntag oder einen Feierabend herüberzukommen, sich in die Undermattstube oder auch nur auf die Bank draußen neben die Haustür zu setzen und eins zu sprechen. Er ist ein ordentlicher und stiller achtzehnjähriger Mensch; die Balbina sieht es ganz gern, daß er kommt. Was sich früh knüpft, hält fest, meint sie und die Versorgung, die der junge Jndergand der Lene bieten kann, ist das Beste, was sie erwarten darf.

An einem Abend, kurz nach Dunkelwerden ist der Peter wieder einmal da, der sonst leztlich — vielleicht Georgs wegen — hat auf sich warten lassen. Er hat mit dem Tobias und der Balbina vom Wetter, Land- und Hausarbeit und dergleichen Alltäglichkeiten gesprochen und meint jetzt, ein so schöner Abend sei, besser sitze sich's auf der Bank am Hause als in der dumpfen Stube.

„Für die Jungen wohl“, sagt die Balbina.

So stehen Peter und Lene auf und machen sich vors Haus auf die schöne Bank.

Georg ist außer Dorf. Vielleicht hat der Peter das gemußt und ist darum gekommen.

Es ist, wie er gesagt hat, eine wundervolle Nacht. Der Himmel baut sich in weiter schwarzer Wölbung über dem von schönen Tannen bestandenen

Felliberg, auf den die Bank blickt, auf. Die machtvolle Gliederung des Berges tritt schwer und stark unter dem glatten Bogen des Himmels hervor. In diesem aber steht ein so leuchtendweißer, mächtiger Mond, daß in einer weiten Runde, wie von ihm verdrängt, keine Sterne sichtbar sind. Eine unendliche Reinheit liegt über der mit haarscharfen Rändern vom Himmel abstechenden Mondscheibe und dieselbe Reinheit und Stille liegt auch in dem Glanze, den er über Steg und den Garten des Andermatthausers gießt. Der Glanz liegt auf dem grauen Schindeldach, auf den zwei Gesichtern des Peter und der Lene, insbesondere aber auf einer Anzahl langstengliger Lilien, die in der Mitte des Gartens zwischen den Gemüsebeeten stehen. Diese Lilien leuchten wie aus sich selber. Es ist wunderbar, wie die hohen Blumen schimmern wie milchweißes Glas, als enthielten die Stengel weiße, lange, ruhige Flammen, von denen der Kelch bis in jede feine Blattspitze glühte.

Diese Lilien haben die zwei Menschen, den Peter und die Lene, eine ganze Weile stillgemacht.

„Jesses, schau doch, die Blumen“, sagt endlich die Lene und weist mit der Hand hinüber.

„Ja“, antwortet der Peter.

„Du, so etwas Schönes habe ich noch nie gesehen“, sagt das Mädchen ganz atemlos.

Sie passen dabei beide in die helle und reine Nacht. Viel frische Jugend ist an ihnen und ihre Gesichter, in die der Mond hineinzündet, sind jedes in seiner Art hübsch, das des Peter braun, stark, noch bartlos, mit einem Paar blaugrauer Augen unter schwarzen Brauen, das der Lene rund und voll mit dem schönen und reichen Kranz der Zöpfe um die glatte weiße Stirn und dem hellen Blick. Sie halten die Hände auf die Bank gestemmt und schlenkern in gedankenloser Behaglichkeit mit den Beinen.

„Ist er fort, der Amerikaner?“ wirft der Peter da plötzlich hin.

„Ja“, antwortete leise die Lene. Und nun geschieht es, daß ihre Hand, die neben der Peters ruht, sich jäh auf diese legt und ihre schlanke Gestalt sich gegen ihn neigt. „Wenn er nur nicht wiederkäme“, sagt sie mit zitternder Stimme.

„Wer?“

„Der Vetter“.

Peter dreht den Kopf nach dem Mädchen um. Die Bewegung, die auf einmal an ihrer Gestalt ist, macht ihn aufmerksam. Ihr Gesicht hat alle Farbe verloren.

„Das ist ein Schlechter, der Vetter“, stößt sie heraus. „Furcht müssen sie haben vor ihm, der Großvater und die Großmutter und — ich —“

Ihre Erregung ist so groß, daß sie ihr einen Augenblick die Rede versetzt. Dann endet sie: „Ich weiß bald nicht mehr wohin vor ihm“.

„Wieso?“ fragt Peter. Langsam werden seine braunen Backen rot. Er hat selbst noch so viel unbewußte Unschuld in sich, daß das, was des Mädchens Worte und Angst ihm verraten, ihm das Blut ins Gesicht treibt. Dann hebt ein versteckter guter Zorn in seinen Augen zu brennen an.

„Er läßt mir nicht Ruhe. Zweimal schon hat er des Nachts in meine Kammer wollen“, stammelt die Lene.

„Der — der —“ sagt Peter. Er findet das Schimpfwort nicht, das scharf genug ist, ihm den Georg zu zeichnen. Darauf macht er der Lene Vorwürfe, warum sie nicht rede, den Alten nichts sage.

„Weil — weil — sie nicht aufkommen gegen ihn“, gibt sie zurück „und weil sie schon genug Kummer haben“.

Das letzte Wort bringt sie kaum mehr heraus; denn auf der Straße sind Schritte laut geworden und die Nacht ist so hell, daß sie schon von Weitem den Georg erkennen, wie er auf seinen Hackenstoß gestützt daherkommt, von auswärts her. Wo er gewesen ist, wissen sie nicht; beide fahren unwillkürlich von ihrem Sitz auf; aber wie sie den Nahenden, so hat der sie erblickt und damit es nicht aussieht, als hätten sie etwas zu verbergen, lassen sie sich wie auf Verabredung wieder dort nieder, wo sie gesessen haben.

Georg pfeift laut vor sich hin und schwingt ein paarmal den Stoß im näherkommen. Als er die Gartentüre aufstößt, läßt er ein anzügliches Husten hören. Lässig schlendert er näher. Das Mondlicht zeigt ihnen, wie schlank und eichen seine Gestalt ist. Sein Schnurrbart hat in der Beleuchtung einen eigentümlichen Schimmer, sein Gesicht ist bleich, umso dunkler und doch wieder wie flackernd ist sein Blick.

„Hm! hustete er noch einmal. Dann bleibt er ein kurzes Stück vor den beiden stehen.

„So — so — das gefällt euch da, euch, hm?“ fährt er fort. Nicht in den Worten, im Ton der Stimme und im Herabziehen des einen Mundwinkels liegt etwas Freches und Verächtliches.

„Ja, du hast es hinter den Ohren“, fügt er im gleichen Ton und für Lene gemeint, hinzu.

Da steht Peter auf.

„Laß uns in Ruhe, du“, sagt er, fürchtet sich nicht; nur der Zorn macht ihn bleich.

Georg lacht auf. „Ha — ha — ha — so einer“.

„Ein schlechter Hund bist“, sagt Peter außer sich und macht Miene, die Zähne verbissen, an ihm vorbeizugehen. Da hebt Georg die schwere Faust und schlägt sie ihm ins Gesicht. „Da hast den Hund“.

Die Lene kreischt. Im Hause gehen Türen. Der Peter wendet sich und greift, obwohl halb betäubt, mit beiden Armen nach dem Gegner. Der stößt ihn zurück und hebt den Stoß. Eben als die Balbina und der Tobias in die Tür treten, faust dieser nieder. Der Schlag trifft nur die Schulter des jungen Burschen, aber er wirft ihn zu Boden, daß er sich dort einen Augenblick vor Schmerz windet.

„Lauser“, sagt der Georg.

Der andere arbeitet sich langsam vom Boden auf und steht vor Wut und Scham über seine Machtlosigkeit einen Augenblick zitternd da. Dann stößt er einen heiseren Laut aus und will neu an Georg heran. Aber die Balbina tritt dazwischen. „Heim gehst“, sagt sie zum Peter und mit einer Selbstverständlichkeit, als ob sie einem Schulbuben befehle, nimmt sie ihn beim Handgelenk und führt ihn vor den Garten hinaus. Und Peter geht, nicht aus Feigheit, nur weil ihm, dem einfachen Menschen im Innern eine Feinheit sitzt, die ihn merken läßt, daß er der Frau und dem Alten etwas zu lieb tut, wenn er geht.

Indessen ist die Lene ins Haus geschlichen, Tobias und Georg stehen noch im Gartenwege einander gegenüber in einer seltsamen Haltung wie zwei knurrende Hunde. Im Augenblick, da die Balbina sich ihnen wieder zuwendet, zuckt Georg die Schultern hoch und geht an dem Vater, ihn anrempelnd, vorüber und ins Haus. Langsam, die Balbina voraus, folgen die Alten und in der Stube finden sich alle beisammen.

„Gib ein Glas Wein her“, befiehlt Georg grob der Lene.

Balbina schiebt das Mädchen vom Schrank weg, an den dieses gehorsam getreten, macht aber keine Miene, dem Sohn zu geben, was er verlangt.

„Wie ist das angestanden da draußen?“ fragt sie.

„Wegen mir ist es angestanden“, stottert die Lene. Sie ist außer sich, schlenkert die Hände vor Angst hin und her und die Worte brechen fast wider ihren Willen von ihr. „Er läßt mir nicht Ruhe, der Vetter. Schlechtes will er von mir — —“

Georg hat sich an den Tisch geworfen. An den Tisch heran tritt auch der Tobias. Er ist in wenigen Wochen gealtert. Seine lange Gestalt scheint hagerer geworden, sein Gesicht ist eingefallen. Er beugt sich vor, daß der lange Bart fast die Platte des Tisches berührt: „Gehst aus dem Hause“, flucht er dem Sohne zu. „Eher todschlagen sollst mich, als daß ich dich gutwillig im Hause lasse!“

Die Balbina steht hinter ihm. Auch sie neigt sich vor. „So — so — verkommen bist!“ flößt sie heraus, beide dürrten Hände zucken ihr vor bei diesen Worten. „Geh“, fügt sie ebenfalls bei.

„Wenn ich dann will“, knurrt Georg.

„Verzeihen werden wir dich, wenn du nicht gutwillig gehst“, sagt die Balbina. Tobias aber hält sich nicht länger, drängt sie zur Seite und packt den Sohn an. „Aus dem Hause mußt, trauriger Tropf“.

„Das will ich noch sehen“.

Sie ringen miteinander.

„Jesus, mein Gott, Hilfe!“ kreischt die Lene und eilt aus der Stube. Aber die Balbina ist hinter ihr und ruft sie zurück, mit einer atemengen, klanglosen Stimme: „Ob du schweigst! Ob du zurückkommst!“ Sie will nicht, daß sie draußen hören und sehen wie groß das Elend im Hause ist. Als sie sich in die Stube zurückwendet, liegt der Tobias schon auf die Kniee gedrückt am Boden vor dem Sohn. So überlegen ist dessen zähe Kraft, daß er den Alten meistert, wie er will, und gerade diese Erkenntnis scheint seinen anfänglichen Zorn in eine plötzliche, gute Laune zu verwandeln.

„Hältst dich schön still, hörst“, lacht er und dann: „Siehst, daß du nichts machen kannst“.

Während er das letzte mit einer Art Triumph sagt, hält er den Alten nur mit der einen Faust darnieder.

Tobias ist wie gebrochen. Er flucht wie ein Erstickender.

„Laß den Vater los“, sagt die Balbina.

Georg gehorcht. Vorhin in seinen Zorn hinein mag ihre Stimme nicht gedrungen sein, jetzt kommt ihm die Scheu zurück, die er vor ihr noch immer hat, der sonst alle Scham und Scheu verloren zu haben scheint.

Tobias steht auf, mühsam, ein Hüfteln kommt aus seiner Brust. Erschöpft setzt er sich hinter den Tisch und den Ellbogen auf die Platte gestützt, sitzt er vornübergebeugt da und starrt den Boden an. Er wird nicht mehr Meister über den Bub — er — die Erkenntnis nimmt ihm alle Kraft.

Die Balbina ist zur Tür gegangen. „Komm herein oder bleib draußen“, sagt sie zu Lene, die schlotternd noch im Flur steht. Dann schließt sie die Tür. Das Mädchen ist draußen geblieben. Lang wie die Balbina ist, streift sie mit dem Scheitel fast die Diele, während sie durch die Stube geht. Georg steht am Fenster und sieht in die Mondnacht hinaus. Neben ihn tritt die Balbina.

„Weißt eigentlich, was du getan hast?“ fragt sie.

Er zuckt die Schultern. „Er soll mich in Ruhe lassen“.

„In der Bibel steht es! Du sollst Vater und Mutter ehren“, sagt die Balbina. Sie spricht immer in derselben knappen, klanglosen Weise.

Georg läßt ein kurzes „bah“ hören. Dann wirft er wieder die Schultern hoch, wie um zu sagen, daß er ein Ende machen wolle. „Es ist des Redens nicht mehr wert“, sagt er obenhin. „Übermorgen reise ich nach Basel. Am zwanzigsten geht das Schiff“. Darauf sieht er die Mutter mit einem versteckten Blick an. Ihr Gesicht hat einen fremden Ausdruck, ihre Augen zünden unter den Schattenbrauen hervor, immer geradeaus in die seinen. Er fühlt, wie sie in seinem Gesicht gleichsam suchen; es ist, als ob die Balbina über diesem Schauen ganz vergäße, was er gesagt hat. Sie muß es aber doch gehört haben; denn sie erwidert kein Wort mehr. Sie scheint sich stumm darein zu fügen, daß er bis übermorgen bleibt.

Darauf gewinnt er die Art zurück, die ihn immer tun läßt, als kümmere ihn nichts auf der Welt, setzt sich ruhig an den Tisch, an dessen anderem Ende der Vater immer noch an den Boden stiert, nimmt ein zerknülltes Buch, irgend eine Kolportagegeschichte aus der Brusttasche und hebt an zu lesen. Tobias aber erhebt sich und tritt ins Nebenzimmer. „Mit dir sitze ich nicht mehr an einen Tisch“, sagt er im Hinübergehen.

Die Balbina geht ab und zu. Jetzt ruft sie die Lene. „Hol dein Bettzeug herab. In unserer Kammer schläfst heute Nacht“.

Das Mädchen tritt nach einer Weile, mit Bettzeug beladen, in die Stube. Sie wagt nicht aufzusehen, geht mit gesenktem Kopf durchs Zimmer in die Nebenkammer.

Georg sitzt da, als sähe er nichts, liest in seinem Buche, gähnt zuweilen, unbemerkt durch gesenkte Wimpern aber folgt sein Blick lüftern dem Mädchen. Blut fliegt flüchtig seine Wangen an. Eine böse Gier hat er in sich, hat sie drüben in Amerika in einem wilden Leben gelernt und sie zu oft gestillt, daß er noch Herr über sie würde. Wo ihr etwas versagt bleibt, schlägt sie erst recht wie Feuer auf. Darum hungert er nach der schlanken Lene, die nichts von ihm will!

Die Balbina indessen macht sich allerlei Arbeit, jetzt an einem Schrank, jetzt drüben am Ofen, der im Sommer eine Art Vorratskammer ist und jetzt in der Truhe unter der Fensterbank. Aber Georg fühlt, daß sie noch immer nach ihm hinübersieht, heimlich vom Schrank aus, von der Tür her und während sie in der Truhe kramt. Unwillkürlich steckt er die Nase tiefer ins Buch.

Aber die Balbina läßt nicht nach. Sie lernt gleichsam sein Gesicht auswendig, während sie sich zu schaffen macht. Immer wieder will ihr sein, daß er nicht der Bub sein könne, nicht der, den sie geboren hat, der ihr fort ist vor Jahren, kein Muster von Bravheit, aber doch kein schlechter Mensch. Aber je mehr sie ihn anschaut, desto besser findet sie die alten Züge. Freilich ist er es, natürlich ist er es! Und je deutlicher sie den in ihm erkennt, der damals fortgegangen, desto schärfer kommt ihr auch die Erinnerung an seine Kindheit zurück, an den Knaben, auf dem sie noch ganz und fest ihre Hand gehabt hat. Und an die Freude an ihm, dem hübschen und fröhlichen Kinde erinnert sie sich. Und — und — das Bild, an dem sie damals Freude gehabt hat, ganz zerschlagen soll es sein?

Als der Georg schon lang in seine Kammer hinaufgestiegen ist, sitzt die Balbina noch in der Stube und grübelt, ob es sein kann — sein kann mit dem Sohn.

5. Kapitel.

Am folgenden Morgen ist die Balbina früh auf. Tobias hat gefrühstückt und ist längst zur Arbeit fort, als Georg aus seiner Kammer herunterskommt. Die zwei Frauen sitzen über ihrer Milch und brocken ihr Brot ein, als er eintritt, und er wundert sich, daß beide im Sonntagsstaat sind. Die Balbina grüßt nicht, auch die Lene blickt nicht auf. Mit einem kurzen „Tag“ setzt er sich hinter seine Tasse und schenkt sich ein. Als ob nichts geschehen wäre am Abend vorher, fragt er: „Wo geht die Reise hin, heute, Ihr?“

„Das brauchst du nicht zu wissen“, sagt die Balbina. Aber als sie nun aufsteht, ein Tuch über den Kopf legt, die Lene ein kleines Körbchen zur Hand nimmt und den Hut aufsetzt, weiß er es doch: „Weg bringt sie das Mädchen, die Mutter, daß er es nicht mehr sehen soll!“ Er rechnet sich auch gleich zu recht, wo sie sie hinbringen wird. Zur Schwester wird sie sie führen, nach Erstmatt hinunter, zu ihrer, der Mutter, Schwester. Georg würgt an dem Bissen, den er im Mund hat. Vielleicht quillt eine Scham in ihm auf, vielleicht durchzuckt ihn einen Augenblick lang ein Bedauern, daß es ungemütlich gewesen ist daheim, wohin er eigentlich gegangen ist, um sich zu vergnügen; aber ebenso schnell kocht eine Wut in ihm auf, daß sie nicht alles halten, wie es ihm paßt, der Vater und die Mutter, und — daß sie — sie ihm wegnehmen da — die Lene.

Die Frauen sind ohne Gruß aus Stube und Haus gegangen. Das Geschirr auf dem Tisch hat die Mutter stehen lassen. Solche Gile hat sie, mit dem Mädchen wegzukommen. Georg gisset sich innerlich, weiß kaum über was und wen, gisset sich nur mehr und mehr, je länger er sitzt und merkt, daß sie ihn allein gelassen haben. Am Ende steht er auf, läuft hinaus und ins Wirtshaus, trinken in den Bohn hinein. Ans Abreisen denkt er gar nicht mehr, und als es ihm einfällt, daß er morgen hat gehen wollen, lacht er zornig in sich hinein. Jetzt erst recht nicht! Jetzt erst recht läßt er noch eine Schiffsgelegenheit vorüber gehen.

Es ist gegen Mittag, als die Balbina dort ins Dorf Steg wieder einbiegt, wo sie es am Morgen verlassen hat. Die Lehne ist nicht mehr bei ihr. Wie der Georg sich ausgerechnet hat, hat sie das Mädchen zu der Schwester nach Erstmatt getan, daß es dort bleibe, bis zu Hause die Luft rein ist. Langsam schreitet die Balbina über das sonnenheiße Holperpflaster der Straße, die Arme unter der Brust übereinandergelegt, daß schwarze Tuch in den Nacken gestrichen. Die Sonne liegt ihr auf dem Scheitel, daß er Silberglanz bekommt, aber das Düstere ihrer Brauen und Augen sticht nur schärfer aus dem Gesicht heraus. Als sie am „Röfli“ vorübergeht, schallt Lachen und lautes Reden aus den offenen Fenstern der im ersten Stock gelegenen Gaststube. Deutlich kann sie Georgs nicht mehr sichere Stimme unterscheiden. „Seinen Abschied wird er feiern“, fährt es ihr durch den Kopf, aber sie blickt nicht hinauf. Als ginge der da oben sie nichts an, geht sie, dessen, was ihr begegnet oder am Wege steht, nicht acht, weiter. Ihre Gedanken aber sind geschäftig. Gehen wird er, der Georg, morgen! Ein Abschied fürs Leben wird das sein! Als einer, der noch zum Hause gehörte, als ein Stück von ihr und seinem Vater, ist er früher drüben gewesen; jetzt aber, wenn er erst fort sein wird, wird er wie abgebrochen sein von ihrem Leben, tot wird er sein, der Bub! Die Balbina hat ein Gesicht, als ob sie friere, und wäre sie nicht ein so starkes Weib, so würde es sie schütteln von innen heraus, während sie ihr Elend durch die Gasse von Steg trägt. Was wird aus ihm werden, da drüben, wenn er so

fortfährt? heben ihre Gedanken wieder an. Alles Gewissen wird er verlieren: Völlig unerkennlich wird er werden vor Sündhaftigkeit und — und ist so unschuldig wie eines in den Kinderfissen gelegen damals, der kleine, blonde Mensch!

Wenn die Steger wüßten, wie der Frau, die den Kopf verneigt, gelassen dahingeht, Messer im Herz sitzen!

Schon nähert sich Balbina den letzten Dorfhütten, als sie ein Mädchen sich entgegenkommen sieht. Es trägt einen zerlumpten Rock und geht barhaupt, seine kattunene bedruckte Jacke ist so zertragen, daß das farbige Muster nicht mehr erkennbar ist. Das Mädchen stockt, als es die Balbina erblickt, zögert einen Augenblick unschlüssig, als ginge es lieber auswegs und kommt dann langsam heran, noch ein halbes Kind mit einem gutmütigen, fast einen schwachsinrigen Ausdruck tragenden, aber feinen, bleichen Gesicht. Es streicht eine braune Haarsträhne aus der Stirn und wird rot, hält gerade auf Balbina zu, geht aber mit scheuem Gruß vorüber. Der Balbina ist jedoch, als ob die andere ihr etwas habe sagen wollen, und als sie sich noch einmal nach ihr umwendet, sieht sie wirklich, daß jene nur wenige Schritte entfernt stehen geblieben ist. Sie scheint mit einer großen Scheu zu kämpfen.

„Hast etwas wollen?“ fragt die Frau.

Die Aschwanden-Tereze, die Waise, tritt heran. „Wäre es erlaubt?“ sagt sie leise und zaghaft, ihre schönen blauen Augen stehen voll Tränen.

„Was ist?“ fragt Balbina wieder.

„Sagt — sagt doch — er muß mich heiraten, der Georg — er muß — er will es immer nicht glauben — aber es ist — — — daß — —“

Sie braucht nicht auszureden, auch wenn sie es könnte, der doch ums in den Boden sinken ist. Die Balbina weiß alles. Einen Augenblick reißt sie die Augen weit auf, dann blickt sie wieder ruhig wie vorhin. „So — so — ja ich werde es ihm sagen“, antwortet sie, wendet sich und läßt die Tereze stehen, die ihr fast dankbar nachsieht, einmal, weil sie nicht geschmäht hat, wie sie erwartet haben mag, zum zweiten, weil die Balbina als eine bekannt ist, die hält, was sie verspricht.

Die Frau wendet sich heimzu. Der Atem geht ihr schwer. Das auch noch! Bald genug ist es, bald genug!

Zu Hause geht sie ihrer Arbeit nach, schafft Ordnung, wo vom Morgen her noch Unordnung geblieben ist, richtet daneben das einfache Mittagsmahl, und die Gedanken jagen sich dazu in ihrem Kopf. Daß sie dem armen Ding, der Tereze nicht helfen kann, hat sie bald heraus, wenigstens nicht so, wie sie meint! Sie soll froh sein, das Bettelmädchen, wenn er sie nicht nimmt, der — der Georg! Etwas erleben könnte sie an dem Mann. Anders ihrer annehmen wird man sich müssen, wenn er erst fort sein wird, der Georg. Noch während sie so um das Geschick der Verführten sich kümmert und sich zurechtlegt, daß sie rechtschaffen für sie sorgen werden, Tobias und sie, kommt dieser von der Arbeit zum Essen heim, tritt schweigend ins Haus, hängt seinen Rock an den Nagel und setzt sich zu Tisch. In der Küche wo sie steht, kann die Balbina das alles hören und wie Tobias Wesen nicht mehr laut und frei ist wie sonst, sondern wie er in Schritt und Gebahren etwas Gedrücktes, Verschüchtertes hat, wie bei einem, der sich vor Schelten fürchtet. Als sie zu ihm in die Stube tritt, hebt er den Kopf. „Ist er noch nicht da?“ fragt er halblaut, sieht sich dabei scheu um, ob der Sohn nach dem er fragt, nicht doch schon in irgend einer Türe stehe.

Die Balbina verneint seine Frage und läßt sich ihm gegenüber nieder. Beide warten eine Weile. Vielleicht kommt Georg zum Essen!

„Hat er gepackt?“ fragte Tobias.

„Nein“, sagt die Balbina.

„Am Ende verreißt er wieder nicht“.

„So gehe ich zum Polizeidirektor“.

Als die Balbina das gesagt hat, sitzen sie eine zeitlang schweigend, jedes seinen Gedanken nachhängend da. Dann erzählt die Frau von dem Mädchen, das sie getroffen hat. Sie klagen nicht weiter, stöhnen nicht, sitzen nur mit trockenen Blicken und schmalen Gesichtern einander gegenüber, den Kummer um den Sohn gemeinsam und stumm in sich hinabwürgend. Als Georg sich nicht zeigt, holt Balbina die Suppe und halten sie ihre Mahlzeit. Dann geht der Tag, Stunde um Stunde seinen Gang. Tobias arbeitet ihn außer dem Hause herum, Balbina im Innern. Am gleichen Tisch, wo sie mittags auf den Sohn gewartet haben, finden sich die beiden Alten am Abend wieder zusammen. Georg aber, der sich den ganzen Tag nicht hat blicken lassen, scheint auch jetzt nicht kommen zu wollen. Mit einem Aufatmen machen sie sich ans Essen. Sie atmen jetzt immer auf, wenn er fortbleibt, der Sohn.

Die Nacht ist unruhig. Ein Wind ist gegen Abend aufgebrochen, dessen Gewalt mit jeder Stunde wächst. Einmal kommt er zischend an den Fenstern vorbeigefahren und springt talan, daß es sich anhört, als verschwinde ein heulender Wolf zwischen den Wänden der Berge. Dann wieder wirft er sich mit einem wilden Stoß wie ein taumelnder Block gegen das Haus, daß die Wände krachen und ächzen. Aber der Wind stört den zwei Alten den Frieden nicht. Im Gegenteil, er mahnt den Tobias, der ein großer Jäger ist, an den Herbst und die nahe Eröffnung der Jagd. Einen Augenblick findet er seine gute Laune wieder, spricht davon, daß das Jagdpatent dies Jahr billiger sei als sonst und liebäugelt dabei mit dem zweiläufigen Gewehr, das er schon immer geladen in der Stubenecke stehen hat, weil nachts die Füchse ans Haus schleichen und anderes Raubzeug. Der in ihm auflebende Jagdeifer verdrängt für einen Augenblick die Gedrücktheit, die an ihm gewesen und während er sich seine Pfeife stopft und mit Balbina Rede und Gegenrede tauscht, kommt etwas von der Traulichkeit in die Stube zurück, die lange Jahre, ehe der Georg gekommen, darinnen gewesen.

Sss! Da kommt der Wind wieder gefahren. Ein Klatschen folgt dem Stoß.

„Jetzt hat der Wind die Haustüre aufgerissen“, sagt die Balbina und steht auf. Aber plötzlich schlägt die Stubentür zurück und wie vom Luftzug gejagt, kommt die Lene hereingepprallt.

„Was — was?“ sagt die Balbina.

Die Lene ist totenbleich und doch steht ihr der Schweiß im runden Gesicht. Aus den Zöpfen, die sie um den Kopf trägt, haben sich viel widerpenstige Haare gelöst, die ihr von allen Seiten ins Gesicht hängen. Sie ist mit drei Schritten bei der Großmutter, deren Arm sie mit zitternden Händen faßt. „Er — er kommt — der Vetter! — Bis nach Erstmatt ist er mir nachgelaufen! Heimnehmen hat er mich wollen!“

„Der Georg?“ fragt die Balbina.

Die Lene hört und sieht nicht vor Angst. „Gedroht hat er der Base! So bin ich hierher gelaufen“, erzählt sie in atemloser Hast. „Was soll ich tun? Wo soll ich hin?“ fragt sie dann wieder.

Die Balbina schiebt sie beiseite, geht hinaus und schließt die Haustür.

Als sie zurückkommt, ist ihr ruhiges, starkes Gesicht so weiß wie das der Lene, und ihre große Nase scheint sonderbar spitz.

„Er hat getrunken“, stößt Lene wieder heraus, immer noch ihre Erzählung vervollständigend.

Tobias ist aufgestanden und tut unruhig und unschlüssig ein paar Schritte hin und her.

„Geh dort hinein“, sagt Balbina zu dem Mädchen und weist nach der Kammer neben der Stube, wo Lene gestern geschlafen, und als sie gehorcht hat, schließt sie auch diese Thür und zieht den Schlüssel ab. Darauf stehen sie horchend da, Tobias und Balbina.

„Er ist imstande und schlägt die Thür ein“, sagt Tobias. Seine Stimme ist unsicher.

Die Frau antwortet nicht, steht, die Hand auf den Tisch gestützt, mit vornübergebeugtem Kopf und scheint immer noch zu lauschen.

„Vielleicht wäre es besser, daß ich den Landjäger holte“, hebt Tobias wieder an.

„Daß du ihm in den Weg liefst — dem Georg“.

Die Balbina wendet, während sie diese Antwort gibt, sich nicht um eine Linie, steht immer gleich gebückt und doch hoch am Tisch im schwarzen Kleid mit dem weißen Kopf und den schwarzen zusammengezogenen Brauen. Jetzt zuckt sie ein bißchen. Draußen hat das Gartentor geknarrt. Aber es mag der Wind gewesen sein, der eben wieder vorbeizieht.

„Da ist er“, sagt Tobias.

Draußen drückt einer auf die Haustürklinke.

Die Balbina bleibt stehen, wie sie steht. Unruhig langt Tobias in den einen Bartzipfel, dann in den andern. „Ist der nicht ein trauriger Mensch, so einer“, murrte er in sich hinein.

Der draußen rüttelt an der Klinke. „Auf da!“ Jetzt schlägt er mit dem Schuh wider die Thür.

Da öffnet die Balbina ein Fenster. „Heute Nacht wird nicht mehr aufgemacht. Sei vernünftig! Schlaf im Gasthaus!“

„Auf oder nicht“, brüllt draußen der Georg. Wieder fährt sein schwerer Schuh an die Thür, dann scheint er sich mit seiner ganzen Gestalt dagegen zu werfen. Die alten Angeln krachen, schon splittert das Holz.

„Die bringt er schon auf“, sagt Tobias in kurzem, halblautem Ton.

Die Balbina geht hinaus und öffnet. Fast ist es, als ob sie gewachsen sei. Sie tritt so an die Thür, daß sie ihm den Weg verstellt. „Mach' uns nicht alle unglücklich, du“, sagt sie kurz, knapp.

Georg, groß und stark wie er ist, schiebt sie beiseite. Sie spürt seinen Atem, der von Wein dampft. Von Wein dampft der ganze Mensch. Als sie dicht hinter ihm ins Zimmer tritt, sieht sie, wie sein Gesicht heiß ist. Haar und Schnurrbart glänzen wie feucht, in den Augen leuchtet die Gier.

„Ist sie heimgekommen?“ fragt er und geht dann gleich nach der Thür der Nebenkammer. „Aha, da ist sie“, sagt er, als er die letztere verschlossen sieht.

Von der einen Seite tritt der Tobias, von der andern die Balbina zwischen ihn und die Thür.

„Geh fort da, bei Gott“, sagt der alte Mann.

Die Balbina hat die Hände rückwärts an den Türpfosten gelegt und sieht dem Sohn ins Gesicht. Es ist derselbe Blick, den sie nun so oft auf ihn ge-

heftet hat. Es ist, als ob die hagere, grobknochige Frau an ihrem Türpfosten empormüchse, wie sie so dasteht.

Georg sieht einen Augenblick aus wie ein Stier, der zum Stoß ausholt. Alle Leidenschaften leuchten aus seinem Gesicht. „Laß mich hinein“, knurrt er jetzt.

„Um's Leben nicht“, sagt der Tobias.

„Heraus muß sie, sag' ich“.

„Was willst von dem Mädchen?“ stößt der Alte wieder heraus.

Noch einmal zögert der Georg wie zum Anlauf. „Haben will ich sie“, flucht er. „Heraus muß sie jetzt und gern sehen will ich doch, ob sie nicht bei mir sitzen muß, wenn es mir gefällt!“

Die letzten Worte sind schon halb im Lärm des Ringens untergegangen, das sich zwischen den zwei Männern anspinnt. Tobias hält den Sohn gepackt. Er spannt seine ganze Kraft an, hält die Zähne verbissen. „Du kannst nicht herein“, preßt er heraus. Aber Georg packt zu, roh. Jetzt reißt er und jetzt holt er aus. Mit einer fürchterlichen Gewalt schleudert er den alten Vater an den schweren Tisch hinüber. Dumpf schlägt der Körper auf. Der Tobias ächzt. Am Tisch bleibt er halb betäubt liegen, vermag sich nicht zu erheben, so heftig schlug er auf. Der Georg lästert. Dann dreht er sich wieder der Tür zu. Eben prallt der Föhn wieder ans Haus und ein Luftzug von irgendwoher hebt die Flamme der Lampe und läßt sie einen Augenblick über das Glas hinaus zucken. Georg aber reißt die Augen auf. Da lehnt die Mutter an der Tür! Er hat sie nicht hinüber gehen sehen nach der Ecke, wo das Jagdgewehr immer steht. Aber sie hält es in Händen, jetzt — das Gewehr! Und — was die groß ist, die Mutter! Über den Scheitel hinaus geht sie ihm selber. Das alles fährt ihm blitzähnlich durch den Kopf. Dann lacht er. „Ich erschrecke nicht so gerade“, lacht er. „Tut das Schießding fort, Ihr!“ Plötzlich fuchtelte er mit den Armen, winkt wieder, daß sie das Gewehr weg tue, lacht noch immer dazu, tut aber einen Schritt rückwärts. Sie hebt das Gewehr, die Alte! legt es an die Wange! Was — was? Georg wird auf einmal nüchtern. Etwas wie Schreck springt ihm in die heißen Züge. Wieder fuchtelte er mit den Armen. Da fällt ein Schuß. Die Wände zittern. Der Tobias fährt aus seiner Betäubung auf, richtet sich mühsam am Tisch empor.

Georg ist ins Knie gesunken, hebt den Arm abwehrend gegen die Mutter. Aber die Balbina tritt gegen ihn vor. Ihr Gesicht ist seltsam anzusehen, der Mund, die Nase, kein Zucken daran, alles wie plötzlich steinhart gefroren. Die Züge sind weiß, daß die Brauen und die Augen davon abstechen wie Kohle vom Schnee. Nur das schlichte Haar ist noch weißer.

„Was — was — was?“ stößt der am Boden liegende Mensch wieder heraus.

Da redet die Balbina: „Von mir hast das Leben, du, dein unnützes! So will ich dir's auch wieder nehmen!“

Und sie zielt wieder, ganz ruhig, ganz niedrig jetzt, auf die Brust Georgs, der mit zerschossener Schulter stöhnt und sich umsonst abzuwenden sucht. Eine fürchterliche Übermacht ist an der alten hageren Frau. Meister ist sie gewesen über das Kind, Meister will sie auch jetzt werden. Der Gedanke ist in ihr, wächst plötzlich in ihr auf zu einer Wucht ohne gleichen. Dann fällt der zweite Schuß. Der Georg, der schwere Mensch, sinkt in sich zusammen.

Der Tobias, der sich am Tisch halten muß, weil ihm die Beine noch zittern, bewegt die Lippen, möchte reden und kann nicht. Die Balbina aber

sieht sich nicht um, das Gewehr lehnt sie in die Ecke und das schwarze Tuch nimmt sie vom Nagel. Dann geht sie aus der Stube und hat nicht gesagt, wohin, geht anzeigen, was sie getan hat.

6. Kapitel.

Es hat es keiner glauben wollen, weder der Landjäger, noch der Polizeidirektor, noch die Steger überhaupt. Der Tatsache haben sie glauben müssen. Der Georg ist begraben. Die Balbina haben sie nach Altorf geführt und verurteilt. Das konnte nicht anders sein; denn die Tat war geschehen. Aber das Urteil ist milde ausgefallen. Ein Jahr Gefängnis hat sie bekommen und — davon ist jeder überzeugt — nach einem halben Jahr werden sie sie entlassen. Zu viel ist, was zu ihren Gunsten spricht. Ihre Rechtchaffenheit, ihr Ansehen bei den Leuten, im Gegensatz dazu all' das Schlechte, was man dem Sohn nachgesagt hat, die Erzählung des Tobias, der Lene und der Nachbarn. Die Erzählung des Tobias besonders! Als der Alte mit dem weißen Felsenbart vor das Gericht trat, bekamen die Richter Herzklopfen. Mit dem Hut in den Händen stand der Tobias da. „Bei Gott und allen Heiligen — geht landauf und ab — und so weit Ihr wollt — wie die Frau findet Ihr keine, die rechtsschaffener ist“.

Das war keine lange und keine geübte oder feine Rede. Aber der Tobias holte es tief aus sich heraus und es war irgendwie, als hebe er mit den paar Worten ein Licht hoch und zünde auf den langen, geraden Weg zurück, den die Balbina an seiner Seite gegangen. Auf ein ganzes Leben zündete er zurück. Die Richter wußten, daß es ein ehrbares und achtenswertes Leben gewesen war. Es ereignete sich der seltene Fall, daß, als die Herren, nachdem sie der Balbina das Urteil gesprochen hatten, aus dem Saale traten und aus einem andern Zimmer kommend die Balbina im Korridor an ihnen vorüber abgeführt wurde, sie ohne ein Wort von einem zum andern unbedeckten Hauptes standen, bis die Frau vorüber war.

Die Zeit geht weiter. Auch das halbe Jahr der Balbina geht vorüber. Dann ist es, wie es gesagt worden: Sie geben die alte Frau frei. Weil weder der Tobias noch die Lene die genaue Stunde der Freilassung kennen, holt sie niemand zu Altorf ab. Sie mag es so gewollt haben. In schwarzem, schlichtem Gewand, wie sie immer gegangen, das Zipfeltuch über den Kopf gelegt, einen Korb mit Habseligkeiten am Arm, tut sie den Weg von Altorf nach Steg zu Fuß. Sie schreitet ganz in derselben Art dahin, wie immer, die starken Hände unter der Brust gekreuzt mit weiten schiebenden Schritten und wenig auf das achtend, was zu Seiten ihres Weges ist. Leute begegnen ihr, solche, die sie nicht kennen und solche, denen sie bekannt ist. Von den letzteren bleiben wohl etliche stehen, und blicken ihr nach. Sie bemerkt auch, wie der und jener bei ihrem Anblick auffährt und sie anstiert, ein anderer den Kopf beiseite wendet, um nicht grüßen zu müssen, aber ihre eingefallenen Wangen röten sich nicht. Die Menschen kümmern die Balbina nicht. In dem halben Jahre ihrer Haft hat sie mit dem Herrgott ausgemacht, was auszumachen gewesen ist. Viel gebetet und den Geistlichen bei sich gehabt hat sie. Mit den Menschen hat sie nichts zu tun, will nichts von ihnen, hat darum auch keine Scheu vor ihnen. Sie erreicht Steg und schreitet durchs Dorf. Daß die Nachricht vor ihr aufspringt: die Balbina ist zurück, sieht sie wohl, wendet aber den Kopf nicht darum.

Als sie ins Andermatthaus tritt, geht es gegen Mittag und die Lene steht kochend in der Küche. Sie sieht das Mädchen dort stehen, aber sie tritt

nicht zu ihr hinein, in die Stube geht sie und durch diese in die Nebenkammer, wo sie Tuch und Korb ablegt. Dann kommt sie zurück, als ob sie nur eben von einem kurzen Gang nach Hause gekommen, gibt der Lene, die ihr Heimkommen bemerkt hat und scheu zitternd und mit bleichem Gesicht in die Stube geschlichen kommt, die Hand, sagt: „Was kochst heute?“ wartet die Antwort nicht ab, sondern geht in die Küche hinaus und beginnt in der Pfanne mit dem Löffel zu rühren, den das Mädchen eben aus der Hand gelassen hat. So tritt sie in die Alltäglichkeit zurück, als ob sie sie nie verlassen hätte. Sie mag wohl das Zittern, die Scheu und Verwirrtheit der Enkelin erkennen, aber mit einer sonderbaren wortlosen Entschlossenheit geht sie darüber hinweg, hilft unwillkürlich auch der andern hinweg darüber. Und wie der Lene, so hilft sie nachher dem Tobias, ihrem Mann, als dieser nicht lange darauf von der Arbeit heimkommt, erregt und gebrechlicher als sonst. Am Gesicht ist ihm anzusehen, daß ihn der Gedanke an die nahe Heimkunft der Frau schon unterwegs, vielleicht schon lange aus dem Gleichgewicht gebracht hat. Als er sie nun plötzlich erblickt, zucken ihm die Lippen im Bart, das Wasser springt ihm aus den Augen. Aber die Balbina berührt mit kurzem, trockenem Griff ihrer Finger seine Hand, wie sie die Lene gegrüßt hat, nimmt ihm Hut und Art ab, die er in der Hand hält, wie sie das früher bei seinem Heimkommen getan, und geht gleich die Suppe auftragen. In allem ist es, als sei sie nie fort gewesen. Selbst im Gespräch bei Tisch. Wie unter einem Zwang lassen Tobias und die Lene sich bei ihr nieder und sie spricht mit ihnen von Arbeit und Wetter und Gesundheit und dergleichen Dingen in ihrer alten, kurzen, auf den Kern gehenden Art. Nur von dem halben Jahr, das sie eben hinter sich gelassen und dem bösen Tag, der es eingeleitet, spricht sie nicht.

Der Tag ihrer Heimkunft verrinnt in den nächsten und dieser in andere. Was Ereignis gewesen, wird Alltäglichkeit. Tobias und die Lene merken kaum, mit welcher die Zähne verbeißenden Kraft die Balbina sie an dem Ereignis vorüber und wieder in die Alltäglichkeit zurück geführt hat. Der Tobias lebt auf. Der Kummer mag ihn wohl manchmal stechen, aber die Behaglichkeit, mit der er empfindet, daß die Hände, die lange Jahre für ihn gesorgt haben, wieder an der Arbeit sind, ist ein gutes Heilpflaster. Die Lene findet schon schwerer den Weg über böse Erinnerungen hinweg und kann es nicht lassen, tut es unbewußt, daß sie immer und immer wieder die Großmutter von der Seite ansieht, staunend, in geheimem Schauder, weil sie doch das getan hat, mit eigener Hand — einen Menschen getötet. Die Balbina weiß auch, daß die Lene das tut, weiß es und hat weder Zorn noch Qual deswegen, soweit einer sehen kann. Sie läßt nur Tobias gegenüber das Wort fallen: „Der Schwester will ich die Lene geben nach Erstmatt hinunter. Es ist zu langweilig für das Mädchen bei uns zwei Krautern. Die Haushaltung kann sie auch besser lernen dort, wenn sie doch den Peter nehmen will bald“.

Als die Balbina das sagt, denkt sie das Mädchen von der Last zu befreien, die ihre Gegenwart für dieses ist, weiß aber auch, daß sie die Enkelin in ein Haus bringt, aus dem der Peter, der Nachbar, sie in ein, zwei Jahren lieber holen wird, als aus dem ihren. —

Was die Balbina gesagt hat, wird bald zur Tat. Sie hat immer eine rasche Hand gehabt und führt aus, was sie im Sinn trägt. Willig, ja fröhlich zieht die Lene um. Und als sie gegangen ist, haufen die Alten weiter, der Tobias täglich zufriedener, täglich besser die Vergangenheit vergessend, die Balbina — ja die Balbina — — —

Es sieht ihr keiner viel an, außer, daß sie hager ist und nicht lacht und keine Farbe im Gesicht hat, es weiß keiner, was ihr ist: Daß sie zuweilen im Halbdunkel auf der Hausbank sitzt oder oben in der Kammer, wo einmal der Georg geschlafen oder in der Stube, dort — wo — wo er gelegen hat an der Wand! Ganz still sitzt sie da. Weinen können die Frauen dazuland nicht recht, haben weder Worte noch Gebärden noch Stöhnen für das, was sie quält. Aber jedesmal wenn die Balbina so sitzt, allein, ihren Gedanken überlassen, sieht sie den Sohn, wie sie ihn als klein gekannt und an ihm Freude gehabt hat, wie er größer geworden, fortgegangen und heimgekommen ist, sieht ihn und freut sich an ihm und hängt an ihm mit tausend festen Fasern und fühlt wieder Faser um Faser reißen in höllischem Schmerz, verliert ihn, wie sie ihn geboren in Wehen, nur in viel fürchterlicheren Wehen, verliert ihn so täglich, macht das alles in sich ab, daß keiner es sieht und — und weiß, daß, wenn noch einmal alles käme, wie es gewesen, sie es nicht anders täte!

Im Torweg.

Es glänzt die laue Mondennacht,
Die alten Giebel ragen,
Das Bündel ist zurecht gemacht,
Im Torweg steht der Wagen.

Und unterm Torweg standen Zwei,
Kein Dritter stand daneben,
Die sprachen noch von Lieb' und Treu —
Dann geht's hinaus ins Leben.

Das letzte Röslein gab sie ihm,
Und gab ihm beide Hände,
Und küßt ihn sacht — und wie er ging,
Da ging ihr Trost zu Ende.

Der Hufschlag dröhnt, das Posthorn schallt,
Durchs Tor hin rollt der Wagen.
Ihr war, als hätt' er all ihr Glück
Im Bündel fortgetragen.

Karl Stieler.

Vor den Toren Roms.

Von Norden nach Süden, in seinem letzten Lauf nach Westen gewendet, durchschneidet der Tiberstrom die römische Campagna. Wenige Stunden von seiner Mündung und dem Meere entfernt erhebt sich die Stadt Rom, von deren Mauerzinnen und Dächern aus man über ein weites, welliges Land hinsieht, das im Norden von den durchsichtig bläulichen Massen der kiminischen Berge (bei Viterbo) und von der gespenstisch einsam aus der Ebene emporragenden Felspyramide des Sorakte, im Osten und Südosten von den sabinischen Bergen, im Süden vom Albanergebirge, im Süden und Westen vom Meere begrenzt ist.

Silbern wie Glimmer in der Sonne, schimmert der Wall der Sabinerberge herüber. An seinen Wänden scheint ein Netz feinsten Silberfäden zu hängen, worin das Auge unzählige Bäche und Wasseradern zu erkennen wähnt, die, sich sammelnd und teilend, von den steilen Höhen in die Tiefe herabstürzen. Tritt man jedoch näher, so entdeckt man nur bei dem uralten Städtchen Tivoli, dem berühmten Tibur, die schäumenden Wasserfälle des Anio, eines Nebenflusses des Tiber, — im übrigen aber ein dürres, felsiges, mit Olbäumen be-